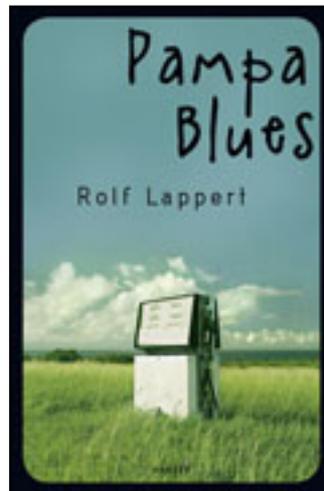


HANSER



Rolf Lappert

Pampa Blues

ISBN: 978-3-446-23895-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23895-4>

sowie im Buchhandel.

1

ICH HASSE MEIN LEBEN. In drei Jahren werde ich zwanzig, das ist die Hälfte von vierzig. In acht Jahren ist Karl neunzig, und ich bin fünfundzwanzig und vielleicht noch immer hier. Mit ihm. Das will ich mir gar nicht erst vorstellen. Die Realität reicht mir völlig.

Karl steht vor mir, splitternackt. Schaum liegt auf seinen knochigen Schultern wie Schnee. Er schlottert ein wenig, dabei ist es warm im Badezimmer. Der Spiegel hat sich beschlagen, unter der Decke hängen Dampfschwaden. Ich trockne Karl den Rücken ab, weil er das nicht mehr selber kann. Was Karl alles nicht mehr selber kann, würde ganze Bücher füllen. Karl schwankt und streckt die Arme nach der Wand aus. In fünfundsechzig Jahren bin ich so alt wie er jetzt.

»Hier, dein Gehänge kannst du dir selber abrubbeln«, sage ich und gebe ihm das Handtuch.

»Gehänge ist gut«, nuschelt Karl und kichert.

Manchmal versteht Karl alles, sogar schlüpfrige Sprüche. Dann ist sein Kopf ein altes Radio, in dem die verstaubten Röhren noch einmal aufglühen und auf Empfang gehen. Aber meistens reicht es gerade einmal für die einfachsten Sätze, an schlechten Tagen bloß für einzelne Wörter wie essen oder schlafen oder Kuchen. Mit Karl

geht es bergab. Wenn sein Gehirn den Betrieb irgendwann völlig aufgibt, können wir uns überhaupt nicht mehr unterhalten. Ich weiß nicht, ob ich es vermissen werde.

Mit fünfzehn habe ich bei Karl eine Lehre als Gärtner angefangen. Meine Mutter hielt das für eine tolle Idee, aber das war nur eine Notlösung, die einfachste Art, mich nach dem Tod meines Vaters abzuschieben. Karl durfte eigentlich gar keine Lehrlinge mehr ausbilden. Sein Gehirn funktionierte damals zwar noch ziemlich tadellos, aber er war alt, hatte kaputte Knie und werkelte nur noch zum Vergnügen im Garten vor sich hin. Trotzdem schaffte es meine Mutter irgendwie, die Sache mit den Behörden zu regeln. Ich glaube, bei den vielen Schulabbrechern und arbeitslosen Jugendlichen, die es in der Gegend gibt, ist es den Beamten völlig egal, was ich hier so treibe. Hauptsache, ich bin versorgt, lungere nicht rum und nehme keine Drogen.

Karl brachte mir bei, wie man Blumenzwiebeln eingräbt, Rosenbüsche zurückschneidet und Setzlinge umtopft. Von ihm weiß ich, wie man gute Komposterde macht und Blattläuse loswird. Ich kann eine Stein-Nelke von einer Pfingst-Nelke unterscheiden und mit einer Felghacke ebenso gut umgehen wie mit einem Kreil. Was ich hier nicht gelernt habe, ist, wie die Welt da draußen funktioniert und wie sich ein nacktes Mädchen anfühlt.

Meine Mutter hat mich ein Jahr lang jeden Donnerstag in die Stadt zur Berufsschule gefahren, eine Stunde hin und eine zurück. Sie ist Sängerin. In der Zeit ist sie mit Tanzbands bei Partys, Firmenfeiern und Hochzeiten aufgetreten. Aber eigentlich ist meine Mutter Jazzsängerin. Sie tingelt mit einem Quartett durch die Clubs und Kneipen Europas. Piano, Saxophon, Bass, Schlagzeug und sie. Auf

dem Pressefoto trägt sie ein langes schwarzes Kleid und schwarze Handschuhe, die bis zu den Ellbogen reichen. Ihre vier Musiker tragen Smokings und Fliegen, und alle lächeln in die Kamera. Unter dem Bild steht in geschwungener Schrift BETTY BLACK & THE EMERALD JAZZ BAND. Der Mädchenname meiner Mutter ist Passlack, Bettina Passlack. Sie fand, das klingt zu sehr nach Neuruppin und zu wenig nach New York. Schilling, den Namen meines Vaters, hat sie nie benutzt. In ihrem Pass steht: Bettina Schilling-Passlack, aber in der Musikszene kennt man sie nur unter ihrem Künstlernamen. Sie kommt viel rum, reist durch ganz Europa, von Palermo bis Helsinki, von Alicante bis Warschau. Für eine große Karriere hat es trotzdem nicht gereicht. Keine Ahnung, warum. Vielleicht fehlt ihr der Ehrgeiz, der richtige Biss. Oder ein tüchtiger Manager. Oder ihre Stimme ist zu durchschnittlich. Und dann Jazz. Ich meine, wer hört sich so was überhaupt an?

Nach dem Bad helfe ich Karl beim Anziehen, dann koche ich uns Mittagessen. Karl deckt den Tisch. Frau Wernicke, die Krankenpflegerin, die einmal pro Woche nach Karl sieht, hat mir gesagt, ich soll Karl kleine Aufgaben geben, damit sein Gehirn etwas zu tun hat. Eine von Karls Aufgaben ist es, dreimal täglich den Tisch zu decken. Frau Wernicke sagt, das sei eine Art Training, um die geistige Leistungsfähigkeit zu steigern, aber in Karls Fall scheint die Sache nicht wirklich zu funktionieren. Meistens vergisst er etwas, einen Löffel, eine Tasse, beide Servietten. Oft liegen zwei Gabeln neben jedem Teller, aber keine Messer, oder er stellt Kaffeetassen hin statt Wassergläser. Manchmal steht er vor dem leeren Tisch und kann sich nicht erinnern, was er tun soll. Dann muss ich für ihn das Geschirr und Besteck rausnehmen und ihm alles zeigen. Wenn er einen be-

sonders schlechten Tag hat und fünf Minuten lang ratlos einen Löffel in den Händen dreht, setze ich ihn auf seinen Stuhl und lasse ihn Papierschnipsel machen. Das verlernt er nie.

Heute hat Karl einen ziemlich guten Tag. Messer und Gabel sind zwar auf der falschen Seite, aber dafür hat er bis auf die Glasuntersetzer und die Servietten nichts vergessen. Er trägt schwarze Socken, eine weite graue Hose und ein weißes Hemd. Wenn er rasiert wäre, würde er direkt passabel aussehen. Ich hole die Servietten aus der Schublade, stopfe Karl eine in den Kragen und kremple seine Ärmel hoch.

»Danke«, sagt Karl. Im Durchschnitt bedankt er sich etwa zehntausendmal pro Tag bei mir, egal, ob ich ihm in die Pantoffeln helfe, Butter aufs Brot schmiere oder die Brille putze.

»Guten Appetit«, sage ich.

»Danke«, sagt Karl. Die Keksdose, die neben ihm auf dem Boden steht, ist voller daumennagelgroßer Schnipsel in zahllosen Blautönen.

Wenn ich am Morgen unausgeschlafen oder am Abend vom Tag genervt bin und Karls Essgeräusche nicht hören will, sein Gepuste und Geschlürfe, sein Kauen und Schmatzen, drehe ich das Radio neben der Spüle an. Aber jetzt um die Mittagszeit läuft auf allen Sendern nur Mist, und ich lasse es bleiben.

»Wochenrückblick«, sagt Karl.

»Was?« Manchmal benutzt Karl Wörter, die ich vorher noch nie von ihm gehört habe. Dann bin ich immer völlig baff und muss daran denken, wie er mir früher immer Geschichten erzählt hat, als sein Gehirn noch kein bröseliger Schwamm war.

»Sagt Selma zu so was. Wochenrückblick.«

Karl kann sich einen Hut aufsetzen und mich drei Sekunden spä-

ter fragen, wo sein Hut ist. Aber ab und zu berühren sich in seinem Kopf ein paar Drähte, und eine Erinnerung blitzt auf, die jahrelang in einer Ecke verstaubt ist.

»Wir sind hier am Arsch der Welt, nicht am englischen Hof«, sage ich eine Spur zu schroff. Auch ich habe meine schlechten Tage. Heute ist einer. Am Morgen hatte Karl Leim in den Haaren, beim Frühstück ist ihm Eigelb auf die frisch gewaschene Pyjamahose getropft, und als er in die Badewanne sollte, hat er sich geweigert und wie ein kleines Kind aufgeführt.

»Mir schmeckt's«, sagt Karl. Ironie und Zynismus prallen an ihm ab. Nur wenn ich ihn anschreie, zuckt er zusammen und sieht mich verdattert an. Dann tut es mir jedes Mal furchtbar leid, und ich entschuldige mich bei ihm und schäle ihm einen Apfel oder eine Mandarine.

»Na, da bin ja beruhigt«, sage ich.

Ich kenne meine Großmutter bloß von Fotos. Sie hat Karl verlassen, bevor ich geboren wurde. Warum er ausgerechnet heute an sie denkt, ist mir schleierhaft. Den Ausdruck Wochenrückblick hat er bestimmt nicht erfunden. Das Mittagessen besteht aus Schnitzeln von gestern, Kohl von vorgestern, Reis vom Dienstag und Marmorkuchen von letzter Woche. Wochenrückblick scheint mir eine treffende Bezeichnung dafür zu sein.

»Vergiss deine Pillen nicht«, sage ich und schiebe ihm den Unterteller mit den Tabletten hin.

»Danke.« Karl legt sich eine Kapsel nach der andern auf die Zunge und spült sie mit einem Schluck Wasser runter.